

schon reaktiviert seine früheren Kontakte in die Forschergemeinschaft rund um den Globus und läßt den lächelnden Wurm analysieren. Dies ergibt, daß es sich um eine völlig neue Spezies handelt, die nun prompt nach dem Tiefseeforscher benannt wird. Auf der Suche nach weiteren Exemplaren stürmen die Forscher geradezu die Stauseen, doch sie finden dort nur die üblichen Gewächse, die weder schillern noch lächeln.

Der fröhliche Wurm dagegen wird zum weltweiten Star, es werden Animationsfilme, Computerspiele und vielfältige Merchandise-waren hergestellt, und an all dem verdient der Tiefseeforscher ein Vermögen, weil er sich alle Nutzungsrechte am Wurm und seinem Namen gesichert hat. Grinsende Stofftiere in Wurmform werden weltweit von Millionen Kindern geliebt, ebenso wie eine Haselnußcreme mit eingelegten wurmförmigen Schokoladewürstchen. Der ehrgeizige Jungforscher am Institut, der den Forscher damals bezichtigt hatte, Forschungsgelder für private Zwecke abgezweigt zu haben, versucht unter dem Eindruck dieses Erfolges die Vorwürfe gegen seinen damaligen Vorgesetzten nochmals in den Medien unterzubringen. Sie sind zwar völlig zutreffend (der Tiefseeforscher hatte zu jener Zeit ein kostspieliges Laster und keine Möglichkeit, dieses anders als durch Unterschlagung zu finanzieren), aber niemand will sie auch nur anhören, weil der Wurm wirklich so entzückend lächelt. Und wer so heißt wie dieser süße Wurm, kann einfach kein schlechter Mensch sein.

Die Rache der Insekten

Ein Kammerjäger ist im Laufe seiner Tätigkeit dazu gekommen, die kleinen Sechsen- und Achtbeiner immer mehr zu bewundern und zu lieben, die er doch eigentlich vernichten sollte. Zunehmend hat er das Gefühl, mit ihnen auch sich selbst zu vergiften und mit seinem Werk der Erde mehr Schaden als Nutzen zuzufügen. Nicht die Dankesbriefe erleichterter Hausbesitzer erreichen sein Innerstes, sondern ihn rührt der Anblick der von seiner Hand getöteter Käfer, Spinnen und Wanzen zu Tränen. Die Kunden wundern sich über den weinenden Kammerjäger. Die ersten Male greift er noch zu einer Notlüge und murmelt etwas von Kontaktlinsen, die das Gift nicht vertragen. Als er zum ersten Mal die Wahrheit über seine Tränen sagt und seine Kunden als Mörder beschimpft, die ihn in ihre todbringenden Machenschaften verwickelt hätten, ist das der Anfang vom raschen Ende seiner Karriere, die ihn früher oder später in höchste Positionen in der Insektenbekämpfungsbranche geführt hätte.

Nun will er an der weltweiten Insektenwelt wiedergutmachen, was er ihr jahrelang angetan hat. Er züchtet daheim Asseln, Milben, Flöhe und Konsorten und bringt sie des Nachts in Umlauf, etwa indem er kleine Ameisenhaufen in leeren U-Bahn-Zügen unter Sitzbänken deponiert oder Wespenester in die Ecken schattiger Hausflure klebt. Während einer seiner nächtlichen Aussetzungstouren suchen Einbrecher seine Wohnung heim. Dort schwirren tausende Libellen durch die Räume, krabbeln unzählige Käfer über die Möbel und erfüllen Schwärme von Hornissen die Luft mit Gedröhn. Als die Tür ins Schloß fällt, schaffen es die Einbrecher nicht mehr hinaus.

Der ehemalige Kammerjäger stopft in dieser Nacht Millionen

von Fliegenlarven in die Briefkästen einer großen Wohnanlage, stolpert dabei kopfüber eine Treppe hinunter und fällt ins Koma. Ein Nachtwächter findet ihn und läßt ihn ins Krankenhaus einliefern, wo er die nächsten Monate dahindämmert. Die Einbrecher in seiner Wohnung wissen davon nichts und sind allein mit den vielen kleinen Bewohnern. Als die Wohnung auf Veranlassung der Nachbarn nach Wochen polizeilich geöffnet wird, ist von den Einbrechern nicht mehr sehr viel übrig.

Seiner gerechten Strafe hingegen vorläufig entgangen ist der Nachtwächter, der dem Kammerjäger damals, als er ihn am Fuß der Treppe gefunden hatte, zuerst die Brieftasche entzogen hatte, bevor er dann die Rettung rief. Doch die Rache der Insekten erreicht später auch ihn. Bei einem Waldlauf verschluckt er eine Wespe, die ihn mit fatalen Folgen in die Luftröhre sticht. Als der Kammerjäger aus dem Koma erwacht, ist er klar im Kopf und von seiner Insektenmanie geheilt. Er sucht einen Job und kann die vakante Stelle des Hausmeisters übernehmen, die ihm die Wespe sozusagen freigemacht hat.



DIE AUTOREN

Robert Bauer wurde 1972 im österreichischen Neunkirchen geboren und lebt in Wien. Er hat neben vier Theaterstücken und dem Roman »Insel der Unseligen« viele Kurzprosastücke geschrieben. – Heiner Feldhoff, Jahrgang 1945 und im Westerwald lebend, brachte 2015 die Kürzestgeschichten »Becketts Hose« bei Klöpfer & Meyer (Tübingen) heraus. – Ronald Glomb, 1957 in Bremen geboren und in Potsdam lebend, veröffentlichte 2016 seinen Gedichtband »Ayers Rock«. – Der in Berlin lebende Literaturwissenschaftler Martin Jürgens vom Jahrgang 1944 veröffentlichte 2017 in der Edition Hammer + Veilchen seinen Prosaband »Liebesmüh«. – Petra Kluge, 1950 geboren, veröffentlichte in der Anthologie »Dachkammerflimmern« ihren Text »Das Traktat vom Essen«. – Die Hamburger Autorin Cornelia Manikowsky, Jahrgang 1961, brachte 2017 in der Edition Hammer + Veilchen ihre Prosasammlung »und an die Liebe denke ich« heraus. – Susanne Mathies, 1953 in Hamburg geboren und in Zürich lebend, hat u. a. Kriminalromane und Gedichte geschrieben. – Sascha Preiß, 1976 in Erfurt geboren, verfaßt Prosastücke. – Melitta Roth, Jahrgang 1970, stammt aus dem sibirischen Omsk und siedelte mit ihrer Familie früh nach Westdeutschland über. In ihren Texten beschäftigt sie sich mit der Zerrissenheit zwischen ihren »beiden Heimat«. – Der 1950 in Wuppertal geborene Klaus Johannes Thies veröffentlichte 2015 in der Dresdner Edition Azur den Band »Unsichtbare Übungen – 13 Phantasien«. – Orla Wolf wurde 1971 in Düsseldorf geboren und lebt in Berlin. 2016 brachte sie ihre Kurzprosasammlung »Unter Insekten« in der Edition Hammer + Veilchen heraus.

Hammer + Veilchen. Flugschriften für neue Kurzprosa. Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel. Erscheinen 4 Mal im Jahr, und zwar zum 15. März, 15. Juni, 15. September und zum 15. Dezember; im Fall von Vollmond einen Tag später. E-Mail: Redaktion@Hammer-und-Veilchen.de. © 2018 für die Texte bei den Autoren. Die Ausgaben eines abgeschlossenen Jahrgangs erscheinen jeweils als »Jahrbuch« (bisher für 2014, 2015, 2016 und 2017). Angegliedert ist die »Edition Hammer + Veilchen« mit bisher sieben Buchausgaben. Weitere Informationen auf der Internetseite www.Hammer-und-Veilchen.de.

HAMMER Flugschriften für neue Kurzprosa

+ VEILCHEN

Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel · Ausgabe 16 · 2018

Mit Beiträgen von Martin Jürgens · Cornelia Manikowsky · Sascha Preiß · Petra Kluge · Orla Wolf · Roland Glomb · Susanne Mathies · Melitta Roth · Klaus Johannes Thies · Heiner Feldhoff · Robert Bauer

MARTIN JÜRGENS NICHT MEINER MUTTER SOHN (FRAGMENT)

Identität ist eine Idee, die nur noch schmerzt. Starrkrampf zwischen dem, was man hin und wieder ist, und dem, was man nie sein wird.

Hermann Kinder
20./21. Dezember

Kalter Regen, stundenlang. Seit Tagen keine Sonne. Die Vorräte gehen zur Neige, aber wachsende Unlust, das Haus zu verlassen. ›...gehen zur Neige. Aber wachsende Unlust...‹ mein Gott. Auf fast allen Kanälen Weihnachtsmusik. Früh im Bett.

Nach Mitternacht. Endlich ist wieder die Brandung zu hören. Am Morgen: Der Wind hat auf West gedreht und nimmt zu. Es zieht durch die Scheiben. Im Badezimmer ein winziger Anflug von Sand um das Zahnputzglas herum. Kein Anruf, kein Brief.

23. Dezember

Heute eingekauft: Milch, Brot, Zucker, Kaffee, Butter, Käse, Mehl, warum denn Mehl? Und eine Tafel Nußschokolade. Und Alkohol, ausreichend für die nächsten Tage. Die Kassiererin hat eine Bemerkung gemacht und gelacht, als sie die Flaschen weiter-schob. Nichts verstanden und auch gelacht.

Nachmittags etwas Sonne. Bei Ebbe bis zum Flutsaum gegangen. Hohe Brandung. Kaum ein Mensch am Strand. Weiter weg, in Richtung der beiden Hotels, ein Paar in Anoraks und Gummistiefeln; sie läuft weg, ins flache Wasser hinein, läßt sich einholen, umarmen, einige Meter tragen und so weiter.

Abends. Ende letzter Woche ist sie zurückgefahren, am Freitag? Jedenfalls gegen Mittag; ich hab sie ja zum Anleger gefahren. »Irgend jemand muß sich schließlich um sie kümmern«, sagte sie. Das war am Abend davor, und wir hatten beide schon etwas getrunken: »Aber nicht meiner Mutter Sohn«, sagte ich. »Dies Jahr nicht. Ab jetzt nicht mehr.« – Darauf Stille, dann wie gehabt: Sie verstehe es ja, habe da auch ihre Mühe, aber einmal im Jahr? »Immerhin ist sie Deine Mutter«, und so was zu sagen, sei einfach widerlich. Von manchen Menschen, Mutter hin oder her, sagte ich, müsse man sich verabschieden, bevor – egal. Und mit der Geduld sei man jetzt schon im zweiten Jahrzehnt. Und widerlich sei, was sich seit Jahren am Heiligen Abend abspiele, bei ihr abspiele; wir seien ja immer wieder hingegangen, immer wieder, obwohl wir jedes Mal, Jahr für Jahr – ja, sie auch –, im voraus gewußt hätten, wie ekelhaft

es sein würde. Die Weihnachtsgeschichte, von ihr gelesen, aus ihrem alten, in Leder gebundenen Gebetbuch, bis zu »und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind«, langer Blick, gefolgt vom Versuch, »Stille Nacht, Heilige Nacht« zu singen, jedesmal, fast jedesmal abgebrochen, weil außer ihr »und manchmal dir«, sagte ich, niemand sang. Später dann das Schweinefilet mit etwas Gemüse – »etwas ganz Leichtes« – und das Gläschen Sekt und der Weißwein, bis die ersten Schluchzer kamen und das hemmungslose weihnachtliche Weinen über den Verlust des Mannes und der Heimat. »Ich möchte dich mal sehen, wenn Du mal...«, rief meine Frau. »Kannst du ja, jeden Tag bis ich mal! Bitte, kein Problem. Tu Dir keinen Zwang an.« – »Tu ich sicher nicht«, sagte sie und: »Komm laß gut sein, ja?«

Im Bett drehte sie sich weg, lag da, ließ mich machen, atmete kaum, ging zur Toilette, legte sich wieder hin und schlief ein.

25. Dezember

Heute abend im »Salta si puedes«, einem neuen Lokal in der Nähe des Anlegers. Das einzige, das auf hatte. »Feliz navidad« mit Kunstschnee auf die Scheiben links und rechts von Eingang gesprüht. Ein großer Raum mit einer langen Theke, fast jeder Tisch besetzt, weiße Wände, keine Bilder, ein vergilbtes Stierkampfplakat aus Malaga von 1955 hinter Glas und Leuchtreklamen für spanische Bier- und Brandymarken. Aus den Lautsprechern eine Mischung aus Salsa und Disco.

Ich setzte mich auf einen der Hocker aus Schmiedeeisen, die Sitzfläche mit Kuhfell bespannt, und sah zu, wie der junge Mann hinter dem Tresen, schwarzes T-Shirt, schwarze Leinenhose, perfektes Gebiß, gebräunt, das dunkle Haar zwei Millimeter lang, die Cocktails für den großen Tisch an der Rückwand mixte. Jedes der schmalen, hohen Gläser mit Daumen und Mittelfinger der Rechten von der Edelstahlablage gegriffen, leicht hochgeworfen, aufgefangen mit der ganzen Hand, zum zweiten Mal geworfen, jetzt aus dem Handgelenk heraus mit Überschlag, und wieder gefangen, fast ohne hinzusehen, wobei die Linke schon die Ginfflasche, die Whiskeyflasche, die Wodkaflasche hielt, sie über das Glas stülpte, für Bruchteile von Sekunden. Vor sich die abgesetzten Gläser in einer Reihe, griff die Rechte in den silbrigen Eimer mit dem zerstoßenen Eis, kam mit einem großen Löffel zurück, verteilte das Eis darin mit knappen rüttelnden Bewegungen; die andere hielt schon die Schläuche für Cola, für Tonic, für Ginger Ale, für was immer bereit, und auf Daumendruck sprudelten die Flüssigkeiten in die jetzt beschlagenen Gläser, während die Rechte nach den

eingeschnittenen Zitronenscheiben fingerte, sie voneinander löste und sie an den Rändern der Gläser aufhängte. Das alles leicht und selbstverständlich, in einer geschmeidigen Geschwindigkeit, die den Mann nicht davon abhielt, einer von der Toilette kommenden jungen Frau im schwarzen Minirock aus Leder etwas zuzurufen und unmittelbar darauf mich fragend anzusehen, mit hochgezogenen Augenbrauen und lächelnd.

Während ich ihm die Bestellung zurief, so leichthin wie möglich, und eine Gruppe junger Männer hereinkam, lachend an der Theke Platz nahm, einige sich lässig im Spaß boxend und einander durch die Haare fahrend, war es, als säße ich zwischen Exemplaren einer Spezies, die dabei war, Gestalt anzunehmen – ein humanoides Amalgam aus sportiver Effektivität und raschem Hedonismus in einem wechselnden Mischungsverhältnis, je nach Wochentag. Ab Freitagabend bis in die frühen Sonntagmorgenstunden hinein hart und gezielt über die Stränge schlagen, die man sich wochentags als Zügel anlegt. Schön sind sie und beneidenswert und zum Kotzen.

26. Dezember, vormittags

Spät zurück. Ganz benommen. Im Haus war es kühl, und die Bettdecken fühlten sich klamm an. Schief sofort ein. Im Halbschlaf am Morgen graues Licht hinter den Vorhängen. Bei geschlossenen Augen sofort ein auf der Stelle rotierender Albtraum. Die Besessenheit, an den Wortlaut eines Gedichts heranzukommen, Berliner Dialekt. Die letzten zwei Zeilen: »Ick gehe raus und kieke / Und wer steht draußen? / Icke.« Gespenstische Selbstbegegnung. Immer neue Anläufe. »Ick sitze da und esse Klops / Auf einmal kloppt's / Ick sitze, kieke« und komme nicht weiter. »Nanu, denk ick, ick denk nanu« und komme nicht weiter und springe wieder zum Schluß. Ick fragt, »wer steht draußen?« und ist es selbst – um das mickrige Schluß-e vermehrt. Ick, der kiekt, Icke, der draußen steht. Kranke Spiegelung, als könne man sich nicht entgehen.

Stelle seit Tagen das Zahnputzglas exakt in den kleinen Kreis aus Sand zurück, der sich auf der Glasplatte gebildet hat. Sehe zu, wie ein zwei Tropfen herablaufen und versickern.

Silvester, nachmittags

Über Nacht Schnee. Am Morgen trockene Kälte, blauer Himmel und Sonne. Viele Leute auf dem Strand, eingehakte Paare, Kinder mit Bommelmützen, frei laufende Hunde, Ausgelassenheit, Glühweinstände in der Nähe der Hotels.

Gestern nacht ihr Anruf: Sie werde nicht herkommen. Sie sei müde, sei es alles leid und kurz vor dem Auflegen: »Deine Mutter läßt dich grüßen.« Stand da im Flur, neben mir das Telefon auf dem Fensterbrett, und sah durch die Wohnzimmertür den lautlosen Fernsehschirm und im Fenster sein mattes Spiegelbild. Ein Gospelchor in silbern glitzernden, eng anliegenden Anzügen und silbern glitzernden langen Kleidern, sich in den Hüften wiegend, mit den Fingern schnipsend. Nahm die Fernbedienung, schaltete den Ton ein und »Go tell it on the mountains, over the hills and everywhere, that Jesus Christ is born.« Stand da. Nur ein Gedanke, zum ersten Mal: Über deine Geburt kein Wort von ihr, 53 Jahre lang, bis jetzt. (...)



CORNELIA MANIKOWSKY IM KINO

Ich bin mit meinem Sohn im Kino. Ein großes, altes Kino und wir sind fast allein. Ein schöner Film. Langsam und kindgerecht. Während mein Sohn mit weit aufgerissenen Augen auf die Leinwand

sieht, folge ich gleichermaßen dem Film und meinen Gedanken. Ich habe die Beine übereinander geschlagen und weit von mir gestreckt, und ich genieße es, einfach da zu sitzen und nicht mehr zu tun, als die warme Kinderhand zu umfassen, die hin und wieder zu mir herüberastet. Ich gefalle mir. Mir gefallen meine ausgestreckten Beine in den verwaschenen Jeans, die dunklen Stiefeletten mit den hohen Absätzen, die taillierte Jacke und das Tuch, das ich um den Hals geschlungen habe. Mir gefällt auch die weiche Hand meines Sohnes, der ich den Halt geben kann, den sie braucht. Und der Film, der in die Kinderwelt eintaucht, ohne sie vorzuführen. Und der mir gleichzeitig Platz genug für meine eigenen Gedanken läßt. Das ist mir schon lange nicht mehr passiert. Die meisten Kinderfilme sind mir zu langweilig und zu zotig, im Kinosaal wird mir zu viel gekraspelt, und ich mag es nicht, wenn meine Kinder mehr an dem Popcorn als an dem Film interessiert sind. Jetzt sitzen wir in diesem großen, alten Kino, niemand spricht, niemand knistert mit Gummibärentüten oder Popcorn, und ich halte die warme Hand meines Sohnes. Und ich denke an dich.



SASCHA PREISS ANSTRENGUNG

Heute habe ich wieder nichts geschrieben. Gestern hatte ich nichts geschrieben. Vorgestern natürlich auch nichts, etc. Stets auf die gleiche Art: Ich komme nach Hause und habe mir fest vorgenommen, jetzt aber setzt du dich hin und schreibst. Ich bin bester Dinge und vom Tag ermuntert und habe mir den gesamten Heimweg über zugefüstert, jetzt setzt du dich hin und schreibst etwas, etwas Richtiges. Und bleibe doch gleich an der Tür stehen, kraftlos geworden von einem Augenblick zum anderen, urplötzlich und doch verlässlich jeden Tag, trete hinein, schleppe mich durch meine an sich ideal ausgestattete, geradezu telegen und luftig eingerichtete Wohnung, und sinke stets, sofafixiert, von einem Getränk begleitet, hinab in meine allabendliche antriebslose, träg-schlaffe Ermattetheit. Und doch ermahne ich mich am folgenden Tag erneut, immer wieder rufe ich mir zu, heute schreibst du etwas, heute schreibst du wenigstens etwas, einen Satz, einen halben vielleicht auch nur, eine elliptische Struktur, eine adjektivische Wortgruppe, einen Slogan, ein paar Wörter zumindest, vielleicht sogar längere oder kürzere Komposita, oder du fängst, wenn das überanstrengt, mit wahllos zusammengestellten Hauptwörtern an, vielleicht beginnst du auch nur mit einigen wenigen Graphemen, wenn es schon zu einem ganzen Wort nicht reicht, ein paar Silben, mu ih au zum Beispiel, oder Buchstaben – irgendwo in Irland soll es ein Dorf geben, dessen Name nur aus einem Y besteht, das wäre doch schon einmal ein Anfang, daraus ließe sich doch etwas folgern. Oder du machst eben nur ein paar Striche und Punkte, die sich zu Buchstaben, Zeichen kombinieren lassen, unter Umständen, wenigstens aber machst du etwas aufs Papier, irgendein Gekrakel meinerwegen, mit geschlossenen Augen, vielleicht ergibt sich daraus eines unerwarteten Moments chinesische Kalligraphie, so wie sich aus den schreibenden Schimpansen im Unendlichen der komplette Shakespeare ergibt, aber du setzt dich heute abend hin und schreibst bitte irgend etwas, daß sich daraus eine Idee in Gang setzen könnte, daß der Hirnkasten angestoßen wird, die Maschine da oben sich ein wenig bewegen könnte, daß sich dein gänzlich eingerosteter Geist angestachelt fühlt und sich zu einem Gedanken

Zimmer hinein und bringt mich gleich wieder in Teestimmung. So muß man sich das vorstellen. Und dann taucht sie den Kopf wieder tief in das Dunkel hinein.

Aus dem Nebenzimmer

Aus dem Nebenzimmer höre ich fortlaufend Geräusche.

Ein Pumpen und Schnaufen, als würde dort ein Pferd stehen.

Es ist aber die weiße Schürze mit der Kellnerin darin.

Ansonsten ganz in Schwarz gekleidet.

In wenigen Minuten wird sie das Frühstück bringen.

Im Hintergrund leise Musik.

Schwarze Nylonstrümpfe etwas tiefer.

Man kann sich das tatsächlich immerzu ansehen.

Man muß das einfach ausprobieren.

Ich könnte den ganzen Tag dabei zusehen,

diesem steten Fleiß, in dessen Sog sie sich bewegt,

hin und her, wie eine Schwingtür.

Und im Hintergrund leise Musik,

als würde sie etwas flüstern, wie Ibsen.

Und nichts läßt sich daran verbessern.



HEINER FELDHOFF PROSASTÜCKE AUS DER REGION II

Empörung

Vor Jahren habe ich einen kurzen Text über den Gebrauch des Wortes »Höschen« geschrieben, in dem ich »Höschen« als literarisch deplaziert bezeichnet habe, als Wort habe es längst seine erzählerische Unschuld verloren, nur noch in ironisch abgefederter Rollenprosa könne es noch einmal benutzt werden, sich eventuell kurz sehen lassen. Nun gut, in einer treudeutschen Geschichte ist das Höschen naturgemäß nicht so ohne weiteres wegläßbar – als Wort aber unter allen Umständen. Inzwischen muß ich mich aber berichtigen. In einer neueren Erzählung von Philip Roth, die zur Zeit des Koreakriegs spielt, wird ein sogenannter Höschenkluu geschildert, Realsymbol eines anarchischen Studentenaufzugs, in dichtem Schneefall Blut und Sperma. Mitreißend. Hinreißend. Also will ich meinem Text die Überschrift geben: Bevor ich *Empörung* von Philip Roth las. Soweit mein winziger Beitrag der Solidarität mit dem *anderen* Amerika.

Verkehrte Welt

Pit erzählte, wie Scarlett aus Kenia von nebenan zu ihm rüberkam, plötzlich *inner Unnerbux* dasaß und er dann den glücklichen Einfall hatte, sie mit ein paar Schnäpsen abzufüllen und die Torkelnde dann zurückzuschleppen.

Und noch ein Mißverständnis

In Mülheim an der Ruhr, dem Geburtsort des großen Mystikers Gerhard Tersteegen, hatte man im Volkspark Witthausbusch neben einer Parkbank einen Gedenkstein aufgestellt, mit den Lebensdaten Tersteegens und seiner berühmten Gedichtzeile *Ich bete an die Macht der Liebe*. Diese Worte wurden aber von den Liebespaaren falsch oder besser: richtig verstanden, so daß man alsbald auch den zweiten Vers der Tersteegen-Strophe hinzufügte: *Die sich in Jesus offenbart*. Tersteegen hätte gegen das liebenswürdige Mißverständnis gewiß nichts einzuwenden gehabt, dagegen wäre ihm die spätere

militärische Zweckentfremdung im Großen Zapfenstreich schwer aufs fromme Herz geschlagen. Aber er saß längst zu Füßen des Ewigen Regenten und war weit davon entfernt, sich in die zeitlichen Streiche der Irdischen einzumischen. Den Namen des erwähnten Mülheimer Parks, Witthausbusch, hatte ich übrigens zunächst gelesen als Wutausbruch.

Der fröhliche Förster

Mit dem Förster am Sonntagmorgen auf dem Friedhof von Urbach vor den in Reih und Glied geordneten Grabkreuzen für die jungen Männer aus dem hiesigen Kirchspiel, gefallen im Zweiten Weltkrieg. Er erzählte von einem Tandem-Fallschirmsprung während seiner Ausbildung beim Bund und geriet ins Schwärmen, vom *ultimativen Kick* in diesen achtundfünfzig Sekunden des freien Falls zehre er noch heute. Vergeblich suchten wir nach dem Grab eines französischen Kriegsgefangenen, der in den letzten Kriegstagen von einem Bombensplitter getroffen worden und *tot geblieben* ist. Wie ich hier auf dem Friedhof den Frieden pries, ins strahlende Gesicht des Försters. Dann mußte er los, seine Tochter vom Posaunenunterricht abholen.

Für Emma

Für Emma habe ich im »Knüllermarkt« zu einem Kleinstpaket gepreßte *Magische Socken* gekauft, die erst ins Wasser geworfen werden müssen, um die Paßgröße des Menschenfußes anzunehmen. Doch welche Größe haben fünfjährige Kinderfüße? 27-30? 31-34? Ich fragte ein junges Mädchen, eine ahnungslose Praktikantin, drei müde, dann aber aufwachende Kassiererinnen, fünf Kundinnen gesellten sich hinzu. Bis zuletzt blieben wir unschlüssig, Frauleut nebst Mann, die sich dann aber einigten. In der Warteschlange an der Kasse wurde niemand ungehalten bei dieser kollektiven Beratung, Magische Socken waren plötzlich in jederfrau Munde. Und auch ich machte mir nichts daraus, daß sich dieser Einkauf so ungewöhnlich in die Länge zog, das heißt doch, ich machte mir etwas daraus, dieses Geschichtelchen nämlich, das ich Emma weiter erzählen kann.



ROBERT BAUER ZWEI KÜRZESTGESCHICHTEN

Der lächelnde Wurm

Ein Tiefseeforscher hat nach einer geradezu kometenhaften Karriere riesiges Pech. Eine widerliche Intrige am Institut gipfelt in seiner Entlassung, und nun muß er andere Aufträge annehmen, um die Alimente für seine zwei Kinder (beides Mädchen, keine Zwillinge) aus erster Ehe zu finanzieren. So taucht er beispielsweise nach Vermißten in Badeteichen oder wirkt als Statist in Kriminalfilmen mit, wo ja jemand für die Kamera eine Wasserleiche glaubwürdig aus dem Wasser bergen muß. Und er sucht unter Wasser Staumauern nach vorhandenen Rissen ab, um eine Katastrophe zu verhindern. Einsam ist es, an Staumauern entlangzutauchen, und grau und öde.

Es scheint, als sei er am Tiefpunkt seiner Karriere angelangt, doch dann entdeckt er zufällig einen wunderschönen Wurm, der ganz unten an der Sohle einer Staumauer klebt. Im Schein der Lampe schillert er trotz der Tiefe in bunten Farben und – so unglaublich es auch klingen mag – scheint sogar zu lächeln. Der Tiefseefor-

die Augenkugeln anzuschwellen und aus ihren Höhlen hinauszustreben, während die Pupillen in einen immer tiefer werdenden Abgrund führten. Andreas wußte nicht mehr, wie ihm geschah, aber er ließ sich in die Verwirrung hineinsinken, so wie er in seiner Kindheit in das warme Kräuterschaumbad eingetaucht war, das seine Mutter ihm im Winter gern einließ. Völlig freiwillig griff er in sein Jackett, zog die Brieftasche heraus und reichte sie dem Bettler. Das Smartphone gab er ihm auch, sowie den Haustürschlüssel mit dem Boss-Anhänger, den Firmenausweis von der UBS, die Aktenmappe mit dem nicht unterschriebenen Kundenvertrag, den Montblanc-Füller aus dem Swiss Online-Shop und sein angebisenes Tofu-Sandwich. Der Bettler nahm die Gaben kommentarlos entgegen und stopfte sie in die Hosentaschen, bis auf die Aktenmappe und das Sandwich, die er fallen ließ. Den Füller allerdings schien er besonders zu schätzen, denn er hielt ihn kurz hoch und pfiß anerkennend, bevor er ihn einsteckte. Dann trabte er langsam davon, wobei er die Knie bei jedem Schritt anhob, als ob er die Komiker von Monty Python imitieren wollte.

Plötzlich erwachte ein Instinkt in Andreas, den er nie für möglich gehalten hätte, jetzt aber als genau passend empfand. »Halt!«, rief er und lief dem Bettler nach. Er packte den Mann beim Kragen, riß ihm die verdreckte Lederjacke von den knochigen gebeugten Schultern und schwenkte sie triumphierend in die Luft, wie eine Freiheitsfahne. »Die ist jetzt aber mir, gell?«



MELITTA ROTH WEISS MIT EINER LINIE DARIN

Aus der Stille kommt ein Wort. Weiß, überall dieses umfassende Weiß. Sogar der Wind ist still. Ich spüre die Kälte nicht. Ich trage meine Filzstiefel, meine *Walenki*, dann die wattierte Jacke, die mir viel zu groß ist, und dieses kratzige graue Wolltuch, das nur die Augen freiläßt. Mein Atem gefriert zu kleinen Eiszapfen, die an der Wolle kleben. Ich schaue durch den Sehschlitz meines Wolltuches. Nach links. Weiße Ebene. Nach unten. Weiße Ebene. Mit kleinen Rissen, denn meine *Walenki* brechen durch die dünne Schneekruste, die sich auf der Schneeverwehung gebildet hat. Ich schau nach rechts. Da steht sie, meine Mama. Keine drei Schritte entfernt. Ich strecke meinen behandschuhten Arm nach ihr aus, sie versucht nach mir zu greifen, unsere Fingerspitzen berühren sich. Das heißt, die Finger würden sich berühren. Wären da nicht die dicken Handschuhe.

Mit einem Mal spüre ich diesen Sog. Es zieht mich runter. Ich merke, wie ich durch den Schnee gleite, immer tiefer, ganz still, ganz langsam. Es ist nicht die wilde Fahrt auf einem Schlitten, nicht wie das Fliegen auf den Eistrutschen, die unser Vater für uns aufgeschichtet hat, als wir Kinder waren. Mit Stufen und einem kleinen Geländer. Wir haben sie gemeinsam mit Eimern voll Wasser übergossen, und über Nacht war die Rutsche festgefroren. So hielt sie bis zur Frühjahrsschmelze. Doch das hier ist kein Flug, kein Fall. Ich spüre bloß keinen Widerstand unter meinen Füßen, der Schnee kriecht langsam an mir herauf.

Ich blicke voller Panik zu Mama rüber, aber sie schaut mich mit festem Blick an. Sie greift meine Hand. Auch sie sinkt ein, so wie ich. Stück für Stück. Wieso redet sie nicht mit mir? Alles ist friedlich um uns herum, kein Laut. Nur dieses Weiß. In dieses stille

Weiß sinken wir hinein. Ich will aufschreien, *Mamotschka*, hilf mir, aber dieses naß-schwere Tuch vor meinem Mund erstickt jeden Laut. Mit der anderen Hand, die nicht die ihre festhält, versuche ich, mir das Tuch vom Mund zu reißen, ich schreie, aber es kommt kein Ton heraus. Wo ist mein Dorf? Wo ist mein vertrautes Haus? Wo ist der Wald geblieben? Da ist nur eine Linie, die Weiß und Weiß voneinander trennt. Kaum sichtbar. Sogar die Spitzen der Tannen müssen schon zugeschnitten sein. Und wir stehen ganz oben auf der Schneewehe.

Bis zur Hüfte stecken wir schon drin. Wir beide, Mama und ich, wir sinken gleich tief ein. Ich schaue mich hilflos nach ihr um, sie nickt mir zu, wie immer, wenn sie mich ermuntert, etwas zu tun, irgendwo hinzugehen, wovor ich Furcht hab. Sie hat nur ihr Hauskleid an, das mit den verblichenen Blümchen und der zartgrünen Borte. Keine Jacke, keinen Schal, nichts, nur dieses Kleid. Du wirst dich noch erkälten, Mama, will ich ihr zurufen. Du wirst dir noch den Tod holen. Doch dann weiß ich es wieder. Ich habe schon Abschied von ihr genommen am offenen Grab. Tränen und Kerzen. Alles ist vorbei. Es kann doch nicht sein, daß ich hier mit ihr bin und sie ist tot. Und dennoch sinken wir. Gemeinsam. Unsere Arme liegen schon auf der Schneekruste, darunter ist der Schnee ganz rieselig, wir gleiten sanft hinab, die Füße haben keinen Halt. Nur noch die Schultern, der Hals, dann der Kopf – und der Schnee wird uns verschlucken. Ich will mich dagegenstemmen, will zappeln, mich herauswinden, aber ich bin wie gelähmt. Die dünne Kruste zerbricht in kleine Platten, darunter ist Neuschnee. Schnee so fein, nicht wie der klebrige Pappschnee am Anfang des Winters, aus dem wir früher Schneemänner gebaut haben. Hier sind alle Kristalle voneinander getrennt. Jedes einzelne für sich. Das ist dieser Schnee, wie er an ganz klirrend kalten Tagen fällt. Wenn es ganz leise ist um einen herum.

Auch jetzt höre ich nichts. Ich spüre die Kälte nicht. Ich kann nur zusehen, wie ich tiefer hineinsinke in dieses unendliche Weiß. Ganz mühelos. Unsere Hände lösen sich, und ich bin allein. Gleich schlägt die Schneedecke über mir zusammen, ich hebe den Blick. Wie eine weiße Kuppel erhebt sich der Schnee über mir. In Myriaden von Kristallen. Lichtweiß und funkelnd. Es ist so wie Musik, nur ohne Musik. Und in der Stille entsteht dieses Wort.



KLAUS JOHANNES THIES ZWEI MINIATUREN

Schwan 2015

Ich sah auf einem kleinen Gewässer einen schneeweißen Schwan und staunte darüber, daß soviel Weiß an einem Schwan dran sein kann und womöglich auch noch in ihm drin. Diese stille, weiße Farbe schwamm majestätisch wie ein Konteradmiral an mir vorbei. Schon hatte der Oktober begonnen. Die Sonne wollte oder konnte sich nicht zeigen. So daß auch das Wasser dunkel bleiben mußte, beinahe schwarz. So leise wie es nur ging, schwamm er an mir vorbei, so allein auf dem Gewässer. Es wäre vielleicht ein schönes Foto geworden, ein sehr ruhiges auf jeden Fall. Jeder konnte sich das vorstellen, was ich in diesem Augenblick sah. Und siehe, auch dieser Sommer war wieder vorbei. Aus diesem Sommer schien nur dieser Schwan zurückgelassen worden zu sein. Ich sah seinen langen Hals und bewunderte seine Haltung, gerade und aufrecht wie die einer Gattin, blond und übermotiviert schaut sie gerade in mein

bequemt, der des Aufschreibens würdig wäre. Denn es ist ja nicht so, daß ich nicht schreiben könnte, dieser Kunst bin ich mächtig. Es ist vielmehr so, daß ich es in den überwiegenden Fällen bei Gedanken nicht für notwendig erachte, diese auch tatsächlich festzuhalten, festzunageln, einzukratzen in ein Stück Papier. Denn in meinen Augen, in meiner Werteskala ist nichts verwerflicher als aus nichtswürdigen Gedankenketten augenblicklich Schriftstücke zu generieren. All die Kolleginnen und Kollegen, die den ganzen Tag nichts anderes zu tun haben, als einen halben Gedanken, einen Viertelgedanken, einen Sechzehntel-, Hundertstel- oder Promillegedanken umgehend zu Papier zu bringen und daraus ihren Lebensunterhalt bestreiten, ihren Hirnkasten aussaugen, um das Innere aufs Papier zu kippen, noch den letzten Gedankenrest in ein oder auch mehrere Schriftstücke zu quetschen, mit einer Inhaltsangabe und Warnung versehen, Achtung, dieses Schriftstück kann Spuren von Gedanken enthalten, all dies widert mich an und läßt mich augenblicklich erstarren, aufs Sofa sinken, getränkbegleitet, daß ich weiß, weshalb ich nichts schreibe. Denn ich, wie nur die allerwenigsten, die des Talents des Schreibens mächtig sind, besitze den geistigen Edelmut, auf die meisten, auf die allermeisten meiner Gedanken zu verzichten, ihnen keine Gestalt zu geben, ihnen keine schriftliche Gestalt zu geben, sie nicht auszudrücken, sie stattdessen verschwinden zu lassen, sie verkümmern und verdorren, sie im Schädel verrostet zu lassen, sie vollständig in Ruhe, sie zu vergessen, sie in ihrem Käfig verhungern und verdursten zu lassen, sie sterben zu lassen und nicht zu begraben, ihnen kein Andenken zu bauen, denn sie sind es einfach nicht wert, in den allermeisten Fällen. Diesen Edelmut besitze ich. Und die paar Gedanken, die ich mich aus guten Gründen scheue, Ideen zu nennen, lohnen also nach meiner strengen Beurteilung, nach meiner auswählenden Begutachtung, nach meinem abwägenden Hin-und-Herschwenken in der Schädelhöhle, langsam, genüsslich und wohlschmeckend wie man Wein oder Whisky im Gaumen wallen läßt, um sein Aroma zu erspüren – die allermeisten meiner sogenannten Gedanken lohnen die Mühe des Schreibens schlicht nicht. Und es ist eine Mühe, es ist eine so ungeheure Anstrengung, der ich mich nicht gewachsen fühle, daß ich lieber und in jedem Fall einen riesigen Bogen darum mache. Denn nichts ist ermattender, als sich der Tortur des Schreibens auszusetzen, sich mit Elan an einen Schreibtisch zu begeben und dort augenblicklich zu erschlaffen, von allen Kräften verlassen einzubrechen. Ich jedoch erschöpfe mich nicht, ich wenigstens kann mit Fug und Recht von mir behaupten: ich bin ein Schreibtischuntätiger. Ich verhalte mich zum Schreiben absolut neutral, gegenüber den Dingen des Schreibens verhalte ich mich vollkommen statisch, gegenüber den Gegenständen, Werkzeugen und Materialien, insbesondere was die geistigen Materialien betrifft, bin ich zu hundert Prozent distanziert und glänze durch Abwesenheit, ich habe ein Stillhalteabkommen mit mir geschlossen, ein Gleichgültigkeitsabkommen, ich bin eine Talschlucht, aus der nichts entkommt, kein Laut, kein Ton, kein Wort. Deshalb werde ich auch in Zukunft, ganz ungeachtet wie sehr ich mich immer wieder entgegen besseren Wissen ermuntere zu schreiben, gänzlich unberührt davon, welcher Art Gedanke mir zusetzt – in den meisten Fällen sowieso und – wie oben ausgeführt – ein unwürdiger und unnützer – keinesfalls etwas schreiben, keine Lüh-rick, keine Eh-pick und man bewahre mich vor der Trammah-tick! Denn es graust mich. So sehr ich es auch begehre niederzuschreiben, mir die Last von der Seele zu räumen, sie freizuschaukeln mit allen Federn und Stiften meines Erdkreises, mir das Innere leerzuräumen, es bereitet mir doch fürchterliche

Qualen, und zwar beides: Es zu tun und es nicht zu tun. Ich kann nicht anders als beidem zu mißtrauen, beidem ein tief empfundenes, wildes, störrisches, zorniges Mißtrauen entgegenzubringen, und es immer wieder vergeblich zu versuchen, trotz allem, mich zur Ordnung zu zwingen, zum Licht, zur Helligkeit, zur Anstrengung, zur Erschlaffung, zur Sofaleichtigkeit mit Getränk. Ich öffne also die Tür, halte mich mit äußerster Anspannung aufrecht, jetzt nur den Mut nicht zu verlieren, und sinke augenblicklich kraftlos, getränkbegleitet, dahin. Vielleicht sollte ich mir das alles ersparen und einfach nur trinken.



PETRA KLUGE BRÜDERCHEN UND SCHWESTERCHEN

Hinter dem Panoramafenster fegt Herbststurm. Wasser perlt außen an den Scheiben.

Die Kinder haben ihre Schulaufgaben erledigt. Jetzt spielen sie in dem hell erleuchteten Zimmer.

»Gerda und Kay«, ruft die Mutter von unten, »Hände waschen!«

Die Kinder springen vom Berberteppich auf.

Im Badezimmer rauscht das Wasser.

Sie laufen nebeneinander die geschwungene Treppe in die Wohnhalle hinab.

Regenschlieren ziehen über die dunklen Panoramasscheiben.

Der Vater sitzt in dem schwarzen Ledersessel unter der Stehlampe und blättert in der Zeitung.

»Gebt eurem Vater einen Kuß«, sagt die Mutter. Sie sitzt mit übergeschlagenen Beinen auf der Couch.

»Ja, Mama«, antworten die Kinder und »Guten Abend, Papa.«

Der Vater legt die Zeitung zur Seite. Er hält den Kindern seine glattrasierte Wange hin und streicht ihnen über den Kopf, wobei er die Mutter anschaut.

Die Mutter nickt dem Vater zu.

Dann stehen die Eltern auf und setzen sich mit den Kindern an den gedeckten Tisch.

Nach dem Pudding dürften die Kinder aufstehen und Peter Pan sehen.

So ist es immer. Gerda und Kay können sich an nichts anderes erinnern.

Heute abend flimmert aber keine Tinker Bell über den Bildschirm.

Heute sollen die Kinder mit den Eltern ins Arbeitszimmer kommen. Sie sollen den Eltern gegenüber Platz nehmen. Sie sollen sich ordentlich hinsetzen. Es gebe etwas Ernstes zu besprechen.

Die Kinder seien nämlich nicht die leiblichen Kinder der Eltern. Die Kinder seien schon auf der Welt gewesen, als sie zu den Eltern gekommen wären.

Die Mutter gibt ihnen ihre Adoptionspapiere in die Hand, damit die Kinder sehen können, daß alles seine Ordnung habe.

Gerda hat ihre Füße um die Stuhlbeine geklemmt. Sie beugt den Oberkörper tief über die schwarze Mappe auf ihren Knien.

Kay sitzt sehr aufrecht mit nebeneinandergestellten Füßen. Sein Ordner liegt vor ihm auf dem Tisch.

Die Kinder sollen ruhig sein. Sie sollen gut aufpassen. Die Eltern würden den Kindern jetzt alles erklären.

Die Kinder gehorchen. Sie geben keinen Laut von sich.

Der Raum ist mit Schwere gefüllt, als die ersten Worte in das

Schweigen plaziert werden. »für euch« Die Worte kommen in Fahrt. »ein Schock« Die Worte rollen durch die Luft. »tapfer sein« Sie prallen gegen die Stirnen. »jetzt« und »sehnlicher Kinderwunsch« Sie bleiben in der Haut stecken. »endgültige Fertilitätsdiagnose« Immer mehr Worte stoßen gegen die Geschwister vor. »also unfruchtbar sind«

Die Arme werden steif. Die Beine auch. »niedliches Mädchen« Organe verhärten sich. »intelligenter Junge« Die Augen verglasen. »nichts ändern wird« Zungen werden taub. »alles bleibt« Herzen pendeln schwer gegen den Brustkorb.

»so wie immer«

Die Worte klumpen sich zu Sätzen. »Es bestand die Möglichkeit, Kinder lediger Mütter zu adoptieren« Die Sätze fallen durch die Ohren. »wenn man einen untadeligen Lebenswandel« Sie landen auf dem Zwerchfell. »vorweisen konnte« Die Sätze federn auf dem Zwerchfell nach. »untadelig« »ledige« Auf und ab. »adoptieren«

»Eure biologischen Eltern« Die Sätze gleiten außen an der Haut hinab. »hatten leider nur die körperliche Ausstattung, Nachwuchs zu zeugen« Sie hinterlassen eine erloschene Spur darauf. »aber nicht auch die moralische Reife«

Die Sätze fallen weiter in die offenen Kinder hinein. Sie schreiben sich in die Köpfe. »Außerdem besagen die neuesten Forschungsergebnisse« Die Sätze sinken unaufhörlich ins Blut. Das Blut stößt sie durch die Adern.

»daß die genetische Verwandtschaft« Die Sätze verteilen sich im Körper. »nicht entscheidend für eine optimale kindliche Entwicklung ist«



Lichtgrüner Wagen

Am Morgen gehe ich über die Ringstraße. Ich passiere das Theater und erreiche einige Minuten später ein Palais. Das ist der Ort, wo ich arbeite – seit vielen Jahren schon. Meine Kanzlei ist sehr weitläufig. Ich schätze die hohen Decken, das Tafelparkett und die Kühle, die das Mauerwerk spendet. Besonders jetzt im Sommer, wo es draußen unerträglich heiß ist. Ich fühle mich zu Hause in diesen Räumen. Seit einigen Tagen ist hier jedoch etwas anders. Wenn ich morgens mein Arbeitszimmer betrete, steht mitten im Raum ein Wagen. Es ist ein Gefährt, das mich an eine Kutsche erinnert. Es ist lichtgrün, und dieses Grün strahlt. Da mein Arbeitszimmer sehr groß ist, nimmt der Wagen nicht die gesamte Fläche ein. Aber er ist eben da, der Wagen. Ich bin schon oft um ihn herumgegangen, um an seinen Außenwänden zu lauschen. Ich möchte wissen, ob da irgend etwas ist im Innern des Wagens. Aber es ist immer ganz still. Mir fällt es seit der Ankunft des lichtgrünen Wagens schwer, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren. Die Schriftsätze erfordern äußerste Konzentration. Ich habe mir mit meiner gewissenhaften und zugleich zügigen Bearbeitungsweise einen tadellosen Ruf erarbeitet. Und nun befürchte ich, daß mir Fehler unterlaufen und sich dies unvorteilhaft auswirken wird. Ich bin abgelenkt. Neuerdings sitze ich an meinem Schreibtisch und blicke immer wieder zum Wagen hinüber. Ich bin unruhig, weil irgend etwas auf mich zukommen wird. Und tatsächlich: Jetzt öffnet sich die Tür des Wagens, und etwas Lichtgrünes steigt aus. Es hat die Form eines Balkens und ist in etwa so groß wie ich – nur eben schmaler. Es hat keinen Kopf, weder Arme noch Beine. Aber es spricht jetzt. Die Stimme klingt angenehm. Und sie sagt: *Ich bin komprimiert*. Dann kommt der Balken auf mich zu und lehnt sich über meine Akte. Wenige Sekunden später öffnet sich der Balken, und es fällt ein Zettel heraus. Er landet direkt vor mir auf meinem Schreibtisch. Aus dem Balken spricht es: *Kernsatz*. Und auf dem Zettel steht tatsächlich der Satz, der den gesamten Sachverhalt meiner Akte zusammenfaßt, vollkommen schlüssig und prägnant. Eine Viertelstunde später sind alle Kernsätze gefunden – für alle Akten, die ich noch zu bearbeiten habe. Ich schließe mein Arbeitszimmer ab und gehe in ein Kaffeehaus, um eine Melange zu trinken. Dann zahle ich. Vor dem Café steht ein Wagen. Er ist lichtgrün, und ich verlasse die Stadt.

Nahrung

Ich esse jetzt Steine, die ich unten am Fluß finde. Meinen Fund nehme ich mit nach oben in meine Behausung, die ein Nest ist. Man hat mich hier untergebracht. Das Material, aus dem das Nest gemacht ist, kenne ich nicht. Wenn ich es anfasse, ist es stumpf und glatt zugleich. Und es wärmt. Rieche ich am Nest, so ist mir der Geruch nicht unangenehm. Es riecht würzig, erinnert mich aber an nichts. Einmal habe ich hineingebissen. Es schmeckte mir nicht. Und dann bin ich auf die Steine gestoßen. Sie liegen hier frei herum, ganz gelöst und unverbunden, so daß ich sie mitnehmen kann in mein Nest. Ich habe mir eine Technik ersonnen, sie zu essen. Diese Nahrung tut mir gut. Sie enthält alles, was ich brauche. Ich hätte gerne einen Spiegel, in den ich blicken kann. Einmal versuchte ich es unten am Fluß. Aber das Wasser ist zu trübe. Ich möchte sehen, wie ich jetzt aussehe. Ich sehne mich danach, meiner ansichtig zu werden nach vielen Nächten in dem Nest, nach vielen Tagen mit der neuen Nahrung. Ob ich mich verändert habe und man mir das Steinige schon ansieht? Vielleicht habe ich ein steiniges Gesicht – oder Augen aus Stein und sehe jetzt anders. Oder ich denke jetzt in steinigen Bahnen. Ob es Bahnen sind, weiß ich nicht. Vielleicht sind es Aufschläge, Einschläge oder gezielte Treffer. Möglicherwei-

se hat mein Denken eine zerstörerische Kraft angenommen. Vielleicht denke ich neu. Ich habe hier jedoch nichts, woran ich mich ausprobieren könnte in meinem Denken. Aber das stimmt nicht ganz. Immer, wenn ich einen Stein esse, fällt etwas ab von mir, etwas ganz Altes. Möglicherweise ist das der Grund meines Hierseins. Und so esse ich weiter.



ROLAND GLOMB ZWEI GESCHICHTEN

Vater und Sohn

Sein Vater ist ein bekannter Schriftsteller, der viel gelesene Verfasser mehrerer ausgezeichneten Romane und einer Handvoll Theaterstücke. Die Romane sind in viele Kultursprachen übersetzt worden, und die Stücke werden landesweit an großen und kleinen Theatern immer wieder aufgeführt. Daß sein Vater ein bekannter Schriftsteller ist, weiß auch der Sohn, aber dessen Lehrer weiß es nicht. Dieser Deutschlehrer stellt dem fünfzehnjährigen Jungen einer 10. Klasse der weiterführenden Schule in J. die Hausaufgabe, eine eingehende Interpretation des Romans »Über die Klippen springen« zu verfassen, den der Autor kurz vor der Geburt seines Sohnes beendet hatte und der heute unbestritten unter Literaturwissenschaftlern und Kritikern als sein Meisterwerk gilt.

Der Sohn erzählt seinem Vater lachend von seiner Aufgabe und dieser stimmt freudig ein, ja er verspricht ihm in einer Sache zu helfen, wo er sich auskennt wie kein zweiter. Stundenlang erzählt er seinem mal gläubig, mal ungläubig lauschenden Sohn von seinen damaligen Ambitionen und Intentionen, berichtet Details seines Interesses an der Sache, die ihm selbst entfallen oder aber bisher nie in den Sinn gekommen waren. Der Sohn schreibt Fakten und Einschätzungen akribisch zusammen, er schafft wunderbar erhellende Zusammenhänge; dabei schweift er keine Sekunde ab, im Gegenteil, er kommt immer wieder auf das zentrale Anliegen des Romans zu sprechen.

Er kehrt aber gleichwohl enttäuscht, ja deprimiert mit einer mangelhaften Note aus dem Deutschunterricht nach Hause zurück, weil sich der Blick des Lehrers auf den Roman gründlich von dem des alles erklärenden Autors unterscheidet. Der Vater des Jungen setzt sich an den Schreibtisch und schreibt eine sprachlich brillante, satirisch überhöhte Philippika auf die Reaktion des Lehrers, einen Text, der schließlich, weil er auch nach Beleidigtsein und Rachsucht schmeckt, in eine der unteren Schubladen seines Schreibtisches verbannt wird. Dies aber nicht, ohne zuvor die Zeilen seinem Sohn mit heftiger Betonung an den richtigen Stellen vorgelesen zu haben, welcher darüber herzlich lachen kann.

Mit Handicap

Er sitzt – lesend versunken – in einem S-Bahnwaggon der Linie 7 auf der Strecke Potsdam Hauptbahnhof nach Ahrensfelde bei Berlin. Während des Halts auf dem Bahnhof Griebnitzsee wird er von einer weiblichen jüngeren Stimme angesprochen, die ihn mit warmer und fester Stimme darum bittet, ihr Bescheid zu sagen, wenn der Zug am nächsten Halt Berlin-Wannsee ankomme. Sie müsse den Zug gegenüber erreichen. Eine ungewöhnliche Bitte, denkt er und blickt zu ihr auf. Er sieht eine junge, schlanke Frau mit brünetten, zu einem Pferdeschwanz gebundenen Haaren vor sich, die ihn nicht sehen kann. Die junge Frau trägt eine eng um-

ihren Oberkörper geschlungene Umhängetasche aus irgendeinem recycelten Material und in ihrer rechten Hand einen teleskopisch ausziehbaren dünnen, biegsamen Blindenstock. Ihre Fingerknöchel unklammern in derart, daß sie spitz und weiß herausstechen.

Er nickt und denkt sogleich, was für eine unangemessene Redaktion, sagt dann, er werde sie rechtzeitig darauf aufmerksam machen. Obwohl er weiß, daß zwischen den beiden Bahnhöfen ein ausgedehntes Waldgebiet liegt, klappt er das Buch zu und sieht ihr stattdessen ins Gesicht, wobei ihm ihr lauschender Gesichtsausdruck auffällt. Kurz bevor der Zug in den Bahnhof mit seiner expressionistischen Architektur einfährt, bemerkt er, daß ausgerechnet die nächst erreichbare Tür von einem Fahrrad versperrt ist, dessen Besitzer er im Waggon nicht ausfindig machen kann.

Dann geht alles ganz schnell. Nachdem er das verabredete Zeichen gegeben hat, steht er gemeinsam mit ihr auf und nimmt ihre Hand in seine Hand, wechselt dann aber, weil sie es lieber hat, wenn er ihr seinen Arm zum Unterhaken reicht. Er führt sie so zu einer nicht blockierten Tür und gibt sie dann abrupt frei. Jetzt könnte sie in den gegenüber haltenden Zug Richtung Oranienburg einsteigen. Irritiert und mit leicht zittriger Stimme (von aufsteigender Panik will er gleichwohl nichts bemerkt haben) fragt sie ihn, ob das nicht auch sein Ziel sei. Nein, sagt er abwehrend und bedauernd zugleich, das Umsteigen sei für ihn keine Option. (Außerdem habe ich ja noch meine Tasche am Platz.) Die junge Frau macht einige zaghafte Schritte und bleibt dann mitten auf dem Bahnsteig stehen. Zuerst in einer Mensentraube, dann allein. Der Zug gegenüber fährt an, dann setzt sich auch seine Linie in Bewegung. Das letzte, was er registriert ist, daß sie noch immer auf dem Bahnsteig zwischen den Zügen steht. Er kann sich den ganzen Arbeitstag lang nicht richtig konzentrieren.



SUSANNE MATHIES EINES TAGES

Normalerweise paßte Andreas gut auf, wenn er auf dem Bahnhofsquai an der Tramhaltestelle stand. Der Bettler mit dem gebückten Rücken, der speckigen Lederjacke und den zotteligen, schulterlangen Haaren war immer schon von weitem zu sehen, wie er im Krebsgang durch die Grüppchen von Wartenden latschte, vor jedem stehenblieb und etwas sagte, wahrscheinlich zu jedem das gleiche: »Hetsch a paar Münz?« Andreas hatte dann Zeit genug, sich wegzudrehen, ein paar Meter weiterzugehen, sich unauffällig zu verstecken, bis seine Straßenbahn einfuhr.

Aber heute abend befand er sich vollkommen im Bann der Nachrichten auf seinem Smartphone, von der Firma und von seiner Freundin, ständig sprangen neue Fenster auf, die seine sofortige Reaktion erforderten. Daher bemerkte er den Bettler erst, als dieser direkt vor ihm stand und ihm ein schrilles »Münz?« entgegenkrächzte.

Die riesigen, rotgärderten Augen des Mannes fixierten ihn, und Andreas mußte hineinschauen, konnte den Blick nicht abwenden, mußte sich vertiefen in die schwarzen Löcher inmitten der riesigen Augäpfel. Die Äderchen in den zuckenden Augen fingen an zu vibrieren, manche leuchteten stärker auf als andere, so wie die Stauübersicht bei Google Maps, stockender Verkehr auf wichtigen Verbindungsstraßen, jetzt blinkten die Linien in einem hellen Karmesinrot. Durch das wechselnde Beleuchtungsspiel schienen

ORLA WOLF DREI TEXTE

Die Kopien

Der Tisch vor mir ist T2. Das bedeutet, er ist eine Kopie – sogar eine Kopie der Kopie. Er ist also die zweite Kopienstufe. Der Stuhl, auf dem ich sitze, ist S5. Das ist die fünfte Kopienstufe. Und weil ich weiß, daß der Stuhl S5 ist, bin ich mir unsicher, ob er mich trägt. Denn ab einem bestimmten Vervielfältigungsgrad wird alles brüchig. Das Glas, aus dem ich trinke, ist G3. Der Schliff hat bereits an Feinheit verloren und das Material selbst an Festigkeit. Das Wasser darin ist W8. Es schmeckt leicht bitter, und es schwimmen kleine Partikel darin. Bis W10 gilt es als unbedenklich. Ich selbst kann meinen eigenen Vervielfältigungsgrad nicht nachhalten. Niemand kann das. Und niemand weiß, in welcher Kopienstufe er gerade unterwegs ist. Es läßt sich auch nicht sagen, was meine anderen Kopienstufen gerade machen, wo sie sich aufhalten oder wie viele Stufen meiner selbst es überhaupt gibt. Kürzlich bin ich einer meiner Kopienstufen im Park begegnet. Es war ganz leer auf der Wiese, so daß wir unbeobachtet aufeinander zuliefen und kurz miteinander sprechen konnten. Eigentlich ist das so nicht vorgesehen. Deshalb gibt es in den Handbüchern hierfür keine Anleitung. Niemand weiß, wo die Originale verwahrt werden. Ich vermute, daß sich meines (P Null) – zusammen mit unzähligen weiteren Originalen – irgendwo oben im Schloß befindet. Es wird in einem Raum gelagert, der auch immer wieder und weiter vervielfältigt wird, um Platz zu schaffen für weitere Originale. Und man hört, daß selbst das Schloß, das wir von hier unten sehen, S4 ist.